

(Nachdruck verboten.)

## Der Müllerhannes.

31

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Daß der Mühlenhannes sie nicht heiraten würde, hatte Landscheids Seph' immer gewußt — reiche Söhne heiraten keine armen Dirnen — nachgedacht hatte sie freilich nicht drüber. Er war ihr gut, und sie ihm, sonstwas scherte sie nicht. Sie hatten miteinander scharmuliert schon als Halbwüchsig; der herbe Eifelwind hatte sie beide groß und kräftig gemacht, war's da nicht natürlich, daß sie sein Mädchen geworden!? All die Jahre, die er beim Militär gewesen, hatte sie sich keinen andren angeschafft, und als er dann endlich wiedergekommen war, hübscher denn je, männlich und dreist, da war sie ihm an die Brust gestürzt, wie eine Verguelle, die sich ergießen will. Nein, sie wäre ihm nicht böse gewesen, hätte er dann einmal eine Reiche geheiratet, die der Müller ihm ausgesucht; aber daß er's so gethan hatte, so, mir nichts dir nichts, ihr's nicht einmal vorher angesagt, ihr einfach den Laufpaß gegeben, als es an der Zeit war, das verzieh sie ihm nicht.

„Der Deivel soll hän holen, den schandlujen Kerl!“ Sie hatte die Faust gehoben und nach der Mühle zurückgedroht mit einer wüthenden Gebärde.

Nun suchte die Landscheids Seph' eine Unterkunft. Oben zu Manderscheid hätte sie wohl ankommen können, im Gasthaus brauchten sie eine mit starken Armen und eine Hübsche, die den Gästen gefiel; aber das war ihr zu weit, sie wollte nicht weg aus ihrem Dorf, jetzt recht nicht, dem Hannes zum Poffen. Die Burschen hatten ihr zwar in des Hannes Hochzeitsnacht einen Strohmännchen vor die Thür gesetzt und eine Stagenmusik gebracht, die ihr noch in den Ohren gellte. Aber sie hatte ihnen aus der Dachlücke schmutziges Wasser auf die Köpfe gegossen und war doch geblieben.

Bei der Pösch-Mutter, in der Holzknachtneipe, nahm sie einen dürftigen Dienst an und schufete vom frühen Morgen, und lag spät nach Feierabend noch auf den Knien am Bach, der ohne Einsatz mitten durchs Dorf rinnt, und klopfte die vergraute Wäsche mit Steinen.

So sah sie ihn zum erstenmal wieder, ganz in der Nähe. Sonst hatte sie nur immer flüchtig aus der Ferne einen Blick auf seinen breiten Rücken erhascht; den drehte er ihr vielleicht nicht gerade mit Absicht zu, aber es hatte sich eben immer nicht anders geschickt.

Es war Holzverfeigerung gewesen im großen Forst, der sich hinter Maarfelden über Höhen und Mulden, riesenhoch und riesenweit, bis hinab ins grüne Salmthal streckt. Da hatte der junge Müller tüchtig gekauft, grün noch, auf dem Stamm. Seine Holzfäller sollten schlagen, einen ganzen Trupp hatte er gedungen; er betrieb gern alles im Großen und hielt sich nicht lange kleinlich bei einer Sache auf. Seiner Tina hatte er heut zeigen wollen, wie man so ein Geschäft betreibt; zwei Pferde wurden angespannt — nur ein Gäulchen packte dem Hannes schon lang nicht mehr — und so waren sie davon gefahren im Chaischen, am helllichten Nachmittag, am ganz gewöhnlichen Werkeltag.

Jetzt kamen sie zurück. Nasa rollten die Räder von der Höhe zum Dorf hinab; Staub wirbelte hinter dem Chaischen drein, und die struppigen Räder kläfften. Wer in der Mitte war, eilte neugierig vor die Thür, den reichen Müller zu grüßen.

Seph' hatte den gebückten Rücken aufgerichtet. Ihre Blicke braunten: Ha, nun konnte er ihr nicht mehr den Buckel zudrehen, jetzt kam er im Chaischen direkt auf sie zugefahren, gerade auf sie los — Angesicht gegen Angesicht. Waid klopfte ihr das Herz.

Müllerhannes knallte mit der Peitsche: „Se, Ihr da!“

Aber sie rührte sich nicht. Sie blieb auf den Knien und richtete das erblakte Gesicht steif gegen ihn. In der einen Hand hielt sie das verschmutzte, zerrissene Arbeitshemd, in der andren den Stein, womit sie das geklopft. Der dünne Rock klebte ihr am Körper, sie war durchnäßt bis auf die Haut und lag im Schmutz. Die Räder streiften sie und rissen ihr im Vorüberrollen einen Fegen vom Rock ab, eine ganze Wolke Staub

fiel über sie her; aber sie sah Hannes starr an: Kennste mich? schien ihr Blick zu fragen.

„D je, ich kenn Dich,“ schien sein Blick zu antworten.

Müllerhannes nickte, lässig zwar nur und leichtthin, aber er grüßte doch: „Tag, Seph'!“

Sie grüßte nicht wieder, sie war wie erstarrt. Mit offenem Mund sah sie ihm nach. Und sie hörte die junge Frau fragen:

„Ben is die?“

Und ihn antworten:

„Dat Landscheids Seph', hei aus'm Dorf! Dat is emal mein Mädche gewest!“

Er sagte es recht laut. Die Frau neben ihm zuckte, unangenehm berührt heimlich zusammen, und das Mädchen hinter ihm zuckte auch. Seph' hätte aufschreien mögen vor Schmerz, Mut, Empörung und zugleich doch vor Freude, ja vor Freude: Verleugnet hatte er sie wenigstens nicht, seiner Frau es ins Gesicht gesagt!

„Dat Seph' is emal mein Mädche gewest“ — das hörte sie die ganze Nacht. Das war doch wie eine Gemüthung! Aber dann durchfuhr es sie schmerzhaft, wie ein Stich: sie hatte es wohl gesehen, so kurz auch die Begegnung gewesen, sie hatte es gesehen mit dem einen, alles umfassenden Blick — seine Frau war in Hoffnung.

Aber nicht nur Landscheids Seph' warf sich diese Nacht hin und her auf ihrem harten Laubsack, auch die junge Müllerin fand keinen Schlaf in dem hochgetürmten Ehebett. Hannes schmarzte schon längst, da drehte und wendete sie sich noch in Herzensangst. Was war das für ein schwarzes Weibsbild gewesen mit bösen Augen?! Die war ihres Mannes Schatz gewesen?! „Ach Jesus!“ Sie stützte sich auf den Ellbogen und beugte sich so, halb aufgerichtet, fragenden Blickes über den Schlafenden. Der Mond warf ein kaltes Licht in die Stube. Wenn sie doch jetzt in seinem Gesicht lesen könnte! Was war gewesen, was würde noch alles sein?! Sie seufzte.

Ihn am Tage zu fragen, wagte sie nicht. Nicht, daß sie nicht zufrieden mit ihm wäre, o nein, es ging ihr ja sehr gut, das konnte sie ihrem Vater versichern in jedem Brief; das konnte sie sich selber versichern und auch der lieben Muttergottes dort überm Weibwasserfesseln — ihren Hannes wollte sie nicht verklagen, nein, der war nun mal so. Und doch machte ihr etwas Sorge. Wenn der Hannes nur nicht gar so mit dem Geld schmiss! Neulich war er zur Dauner Kirmes gewesen, da hatte er Bekannte und Unbekannte traktiert — trinken sollten sie, so viel sie wollten — und das war viel — und hernach, als sie schrien: „Bivat Müllerhannes! Hoch soll hän leben, hoch, hoch, hoch!“ — da hatte er noch ein paar Flaschen „Schambannier“ spendiert. So hatten sie es ihr erzählt; sie selbst fuhr jetzt nicht mehr mit auf die Kirmessen — ach ja, ihr war's jetzt oft recht elendig! „Die Brautthänen müssen gekriechen werden. Die Braut, die sie nicht vor der Hochzeit kriecht, muß sie danach kriechen.“ Ach, sie hatte keine Brautthänen geweint, keine einzige. Aber jetzt —?! Seufzend zog sie die Stirn in die Falten und drückte das Gesicht ins Kissen. Still nur, still! Sagen ließ er sich ja doch nichts. Und „das Weib hat's Maul zu halten“, hatte ihr erst lehtthin der Schwiegervater gesagt, als der kam und sie gerade weinte. — — —

Derweil träumte der Mann: ihm war der erste Sohn geboren, ein Knabe, groß und stark, Pfarrer Noldes von Maarfelden taufte ihn — „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ — und tauchte die Finger ins Taufbecken und bespritzte des Kindes Stirn; da schrie der Knabe so durchdringend auf und strampelte mit den Beinen, daß der erschrockene Pfarrer zurückfuhr und alle Paten lachten. So ein Jilon, wahrhaftig, der wußte schon, was ihm gebührte! Solch einen Jutag, einen Sohn vom Müllerhannes, taufte man nicht mit purem Wasser aus dem dreifigen Bach, aus dem alle Leut' schöpfen!

Als der Müller am andren Morgen erwachte, stieß er sein Weib an, das erst bei Tagesgrauen Schlaf gefunden hatte, und erzählte lachend seinen Traum. Das war ein Jung! Schon im voraus war der Vater ordentlich stolz auf den.

Da sagte Tina schüchtern:

„Wann't aber nur e Mädchn is?!“

Er sah sie an, als verstände er sie gar nicht, und dann wurde er grob:

„Maach! Unterstieh Dich! Ich will en Jung han, ich muß en Jung han! Hörste? Den soll de Mühl' erben.“

### III.

Die Mühle lag am Bach, der sich aus den Abflüssen des Maares bildet und sich durch den schmalen Wiesentraß des engen Thals der kleinen-styll zuhängelt. Wenn das Maar hoch stand und die Wiesen der Bauern überschwemmte, dann stürmte auch der Bach breit dahin, daß sich das große Mühlrad schwungvoll drehte. Aber wenn das Maar sich zurückgezogen hatte in seine geheimnisvolle Tiefe, eingesenken war wie ein Auge, das sich, alt und müde, schließen will, dann fiederte der Mühlbach lässig dahin. Dann feierte das Rad. Der Herr feierte und die Knechte auch. Es kam erst Leben in sie, wenn der Herr draußen rief: „Angespannt, ich fahren eweil!“ Was? Der fuhr schon wieder aus?! No ja, — die Burschen lachten sich zu — da konnten sie ja auch bei der Päschi-Mutter im Dorf einkehren und das Seps' kareffieren, wenn sich das sehen ließ!

Wenn die runden Pferdchen mit dem leichten Chaischen dabongetänzelt waren, und der Herr mit der Peitsche noch einmal lustig zurückgeknallt hatte, nach dem verschlossenen Fenster der Wohnstube, stahlen sich auch die Knechte vom Hof; und die Magd folgte.

Einsam war die Mühle. Die starke Herrenstimme, die das Haus vom Giebel bis zum Keller füllte und mantere Nachklänge erweckte, tönte wo anders. Das leise Zittern und Schwanken der Dielen, das Schlagen und Pochen und Schauseln des Rades hatte aufgehört: das Herz der Mühle stand still.

Dann ging Frau Tina wohl hinaus aus der Stube, ums Haus herum bis zum Mühlgraben, stand mit hängenden Armen eine lange Weile und besah sich das stille Rad. So tolllos hing das da — ach, ihre Hände waren zu schwach, um in seine Speichen zu greifen! Sie konnte es nicht antreiben, es war ja so groß und schwer. Ach, wenn es sich doch wieder drehte! Wie anders sah's aus, wenn seine breiten Schaufeln wie rührige Hände ins Wasser saßen, immer wieder und wieder, und sich einen Wisch übergoßen, einen perlenden Gusch nach dem andren, der immer weißer und weißer wurde, leuchtend wie Schnee, hervorschäumend aus grünlichen Tiefen! Wie schön war das Rauschen und Bräusen. Die Musik, die hörte sie gern!

Das mit dem Stillstehen des Rades auch das Surren und Brummen der Kreisäge verstummt war, das schaffte ihr kein Leid. Die machte ja keine Musik, wie das große Mühlrad im schäumenden Wasser, die schnurrte und kreischte ihr widrig in die Ohren.

Wen nur die Kreisäge nicht wär', die gab ihm immer die Ausred'! Bald mußte er zur Holzversteigerung, jetzt in den Gemeinewald, dann in den königlichen Forst, bald hierhin, bald dorthin, vor Morgengrauen brach er schon auf und kam längst nach Mitternacht erst wieder heim. Und dann mußte er hinunter an die Mosel. Austräge einsammeln für seine Kreisäge, für das vielkräftige Ungeheuer mit den scharfen Zähnen — nie war genug Futter für das da! Bis an den Rhein gar, glaubte er, wollte er nächstens fahren, das Geschäft so erweitern. Jetzt blieb er schon Tage aus — o je! — und dann am End' gar noch länger. Und immer wurde getrunken; das ist bei Geschäften nicht anders. Und immer war er der erste dabei, der Lustige, der Spendable!

Die junge Frau sah sich besorgt um; da lagen der Bretter so viele, aufgestapelt fast so hoch wie das Haus. Als wenn die alle schon einen Käufer gefunden hätten. In diesen schönen, glatten Brettern, die das weiße Fleisch der Bäume entblößt zeigten und noch den Duft des Waldes an sich hatten, steckte viel Geld, ein ganzes Kapital. Dabei hatte der Vater doch geschrieben, heuer seien die Ernte-Aussichten schlecht an der Mosel. Die Reblaus war da, es half kein Verspritzen und kein Gießen mehr, mit dem und dem, was der Herr Landrat verordnet — da brauchten sie nicht viel Zäffer.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

ng. Die Kaffeemühle. In der kleinen familiären Gesellschaft wollte die Unterhaltung heute nicht recht in Gang kommen. Selbst Tante Linchen, der man nachsagte, daß sie die bestunterrichtetste Person des kleinen Kreises sei, war wie auf den Mund gefallen. Ihr

ganzes Interesse konzentrierte sich anscheinend auf ihre Häfelarbeit. In ununterbrochener Geschwindigkeit bewegte sich der Haken.

Der Hausherr saß rauchend am Fenster und las seine Zeitung. Seine Gattin bediente mit zuvorkommendem Eifer die Verwandtschaft. Und Else, die Tochter des Hauses, produzierte sich in einer nervösen, forcierten Lustigkeit, ohne jedoch ein allgemeines heiteres Echo zu wecken.

„Das Kind ist zu ausgelassen,“ sagte die Hausfrau  
„Jaja.“ Tante Linchen nahm einen eigentümlichen Ton an und ließ ihre Blide einen Moment wie teilnehmend auf der Nichte ruhen. Dann griff sie feufzend zur Tasse.

„Ich habe doch nun 'mal so'n heiteres Temperament,“ lachte Else überlaut.

„Jaja.“ feufzte Tante Linchen.

Wieder wurde es still. Nur die Tassen klapperten. Etwas Unausgesprochenes lag schwer in der Luft und hielt alle Sinne gefangen. Mit einer jähen Anstrengung fragte die Hausfrau: „Ist denn gar nichts Neues passiert? Gar nichts?“

Man zuckte die Achseln und trank, die Augen starr in die Tassen gerichtet.

Tante Linchen konnte sich nicht mehr weiffern. Ihr Herz war bis zum Platzen gefüllt. Es schien ihr unmöglich, länger zu schweigen, ohne die Gefahr einer Selbstsucht heraufzubeschwören. Und so nahm sie die harmlose Miene an, welche ihr zu Gebote stand, beugte sich tief wie prüfend auf ihre Häfelarbeit und sagte: „Das Einzige wäre, daß der Feiß sich verlobt hat.“

Eine unheimliche Stille folgte diesen Worten.

Dann lachte Else schrill auf: „Der dumme Junge!“

Eine Verwandte bemerkte mit sanftem Verwund: „Er ist acht- undzwanzig Jahre alt.“

„Trotzdem.“ Die Hausfrau zerbröckelte mit willenloser, zitternder Hand ein Stück Kuchen. Dann sagte sie in einem Tone, der gleichgültig scheinen sollte: „Uebrigens halte ich dieses Ereignis nicht für so ungeheuer wichtig.“

„Wahrhaftig nicht!“ Else verzog geringschuldig den Mund.

Eine bisher in völligem Schweigen verharrte Tante meinte: „Zuinnerhin finde ich es einigermahen merkwürdig, daß er es nicht einmal für nötig hält, uns seine Brant vorzustellen.“

Tante Linchen legte die Arbeit beiseite: „Taktlos im höchsten Grade ist's! Das habe ich ihm auch gesagt. Wißt Ihr, was er that? Er lachte mir laut ins Gesicht und sagte: Ich werde mich schön hüten, das Mädchen in Eure Kaffeemühle zu bringen. Wer da hineingerät, an dem bleibt kein guter Haden.“

„Was?“ Die Entrüstung flammte alleinig auf.

„Er will doch nicht etwa behaupten, daß in meinem Hause gesittet wird?“ schrie mit rotem Gesicht die Hausfrau.

Ihr Mann lächelte boshaft hinter seiner Zeitung.

„Jedenfalls kann er sich mit dem Mädel nicht sehen lassen,“ sagte Else. „Eine rechtschaffene Dame braucht keine Prüfung, kein Urteil zu scheuen!“

„Was ist's denn eigentlich für eine?“ fragte jemand.

Tante Linchen hatte längst ein Couvert aus der Tasche geholt. Nun hielt sie's triumphierend hoch: „Da ist ihr Bild. Das hab' ich dem Feiß doch abgeluchst. Der gute Junge war ordentlich stolz auf seine Eroberung.“ Mit eifrigen Händen entnahm sie das Bild dem Umschlag. „Hier sieht sie ja einigermahen anständig drant aus.“

Ein Duzend Hände griffen zu.

„Häglich ist sie nicht,“ meinte eine der Tanten.

„Photographien sind stets geschmeichelt,“ beehrte sie Else.

„Eine merkwürdige Figur! Zum Korsett langt's jedenfalls nicht,“ urteilte die Hausfrau.

„Das ist jetzt modern,“ sagte spitzig Tante Linchen.

„Die vertebene Haartracht!“

„Das scheinheilige Lächeln!“

„Ja! Damit die falschen Zähne und die Gräbchen zu sehen sind,“ höhnte Else. „Mit solchen Mitteln fängt man Männer!“

„Wie angezogen ist sie.“

„Wenn man zum Photographen geht, staffiert man sich natürlich mit seinem Besten heraus,“ erläuterte die Hausfrau.

„Oder man pimpt sichs von 'ner Freundin,“ meinte Else. „Ueberhaupt finde ich gar nicht, daß der Person die Taille so elegant sitzt. Und daß das keine Seide ist, möchte ich beschwören.“

„Uns interessiert's ja auch nicht,“ sagte ihre Mutter.

„Nicht im mindesten!“ bestätigte Else. „Uns kann's ja recht sein, daß er sich einer beliebigen „Dame“ an den Hals wirft, die auf seine Dummheit spekuliert. Aus welchem Stande ist denn die überhaupt?“

Tante Linchen machte eine bedenklliche Bewegung: „Wer weiß es? Feiß hat mir ja nur wenig gesagt. Aber unter der Hand erfuhr ich, daß es eine Waise sei —“

„Kajal!“ Else hob die Nase in die Luft.

„Ferner: sie wohnt bei fremden Leuten —“

„Haha!“

„Ja. Bei wildfremden Menschen hat sie ein möbliertes Zimmer für fünfzehn Mark monatlich mit Staffee. Sie arbeitet außer dem Hause.“

„Also ein Fabrikmädel,“ spoitete die Hausfrau

„So etwas Ähnliches.“ Tante Linchen feuchtete sich die erhitzte Kehle mit erkalteitem Staffee. „Schneidern geht sie.“

„Kann sie wirtschaften?“ fragte Else scharf.

„Hu, hu. Damit wird's wohl hapern. Feiß amüsierte sich

neulich töstlich darüber, daß sie einmal beim Kaffeetocher die Bohnen vergessen habe. Cichorie hat sie aufgebracht."

Ein erlösendes Gelächter, getränkt von Galle, durchhallte das Zimmer.

„Esse riß einer Tante das Bild aus der Hand und brachte es dem Vater: „Wie gefällt denn Dir Fräulein's Braut?"

„Dommerdewetter," sagte der. „Nicht übel!"

„Esse verzerrte das Gesicht."

„Kaja," spottete die Hausfrau. „Die Männer! Die urteilen bloß nach dem Äußeren! Nach der schönen Fratze! Ich möchte Dich mal mit einer Frau zusammensehen, die keinen Hasenbraten machen kann!"

„Gm. Allerdings. Wenn sie nicht Kochen kann, ist's 'ne böse Sache für den Feiß."

„Na, siehst Du!" Seine Frau jauchzte fast. „Wenn ich denke, was meine Esse in der Beziehung leisten kann! Das sieht ja so 'n dummer Junge nicht ein!"

„Aber, Mama!" Esse lachte gezwungen. „Mit ist doch die ganze Geschichte furchtbar gleichgültig."

„Jaja," mied die Tante Linsen mit scheinheiliger Miene. —

— Die Garderobe eines „mittelmässigen" jungen Herrn. Im „Neuen Wiener Tagblatt" macht ein Mitarbeiter eine Aufstellung darüber, was in Wien ein junger Mann aus begüterter Familie an Kleidung „braucht", um immer elegant auszusehen. Diese mittelmässige Garderobe eines Wieners umfaßt: Pelze: 1 Stadtpelz 1000, 1 Jagdpelz 500, 1 Automobilpelz 700, 1 Eislaufpelz 400, 1 Reispelz 600 R.; Kleider: 1 Winterrock, doppelreihig 200, 1 Winterrock, einreihig 200, 1 Winterulster 180, 1 Frühjahrs-paletot, kurz 170, 1 Frühjahrs-paletot, lang 170, 1 Sommerpaletot, dunkel 160, 1 Sommerpaletot, hell 160, 1 Staubmantel 130, 1 Reifemantel 150 R.; Sportkostüme: 1 Jagdkostüm (Winter) 160, 1 Jagdkostüm (Sommer) 140, 2 Tenniskostüme 280, 1 Reit-Sacco-Anzug 150, 1 Reit-Jadett-Anzug 170, 1 Eislaufkostüm mit Skappe 150, 2 Radfahrkostüme 240, 1 Automobilkostüm (Sommer) 140, 1 Automobilkostüm (Winter) 170, 1 Automobil-Rederjade 160 R.; Anzüge: 2 Frackanzüge 440, 1 Smokinganzug 190, 1 Salonrock-Anzug, offen 200, 1 Salonrock-Anzug, geschlossen 200, 1 grauer Salonrock-Anzug 200, 2 schwarze Jadedanzüge 360, 1 farbiger Jadedanzug 180, 1 grauer Jadedanzug 180, 1 blauer Sacco-Anzug (Winter) 170, 1 Sacco-Anzug (Winter) 170, 1 lichtblauer Sacco-Anzug (Sommer) 160, 3 farbige Sacco-Anzüge (Sommer) 420, 6 Winterpantalons (Mode) 240, 6 Sommerpantalons (Mode) 240, 6 weiße Frackgilets 180, 2 seidene Frackgilets 140, 10 farbige Frackgilets 300, 6 Winter-Modestoffgilets 240 Kronen. Dabei bemerke ich, daß diese Biffern nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern im Gegenteil absolut verlässlich sind. Das Ganze ergibt eine Gesamt-Ausgabe von 10 690 Kronen. Mit dieser Garderobe wird der Elegant drei bis vier Jahre, entsprechende Schonung der Kleider voraus-gesetzt, reichen; Pelze und Mäntel können und sollen natürlich ein bis zwei Jahre länger aushalten. Die Garderobe muß durch einen Schneider in Ordnung gehalten werden, was jährlich 200 Kronen erfordert. Man kann also sagen, daß mit etwa dreitausend Kronen jährlich ein Mann in Wien stets elegant gekleidet ist. Rechnet man aber noch den Bedarf an Hüten, Schuhwerk, Handschuhen, Strawatten und vor allem an Wäsche hinzu, so kommt man auf eine mehr als doppelte so hohe Biffer. —

## Theater.

Schauspielhaus. „Krieg im Haus". Romantisches Lustspiel in vier Aufzügen von Robert Misch. — Diese letzte der unter der Intendantur Hochberg vorbereiteten Premieren war eine der schlimmsten, und das will bei dem hergebrachten Konvaleszenz-niveau des Schauspielhauses wirklich etwas sagen. Das rechte Regen-Abchiedswetter. Ein Lustspiel melancholisch-farblos wie der Himmel dieser Weihnachtszeit; um so trüber wirkend, als man durch die Anselhen, aus denen die Hauptknoten der Erfindung bestritten werden, an eine der heitersten Märchenschöpfungen Shakespeares erinnert wird. Wie reizend ist die muntere, zum Pagen umgewandelte Viola in „Was ihr wollt", die in der Seele des jungen Herzogs eine Freundschaft, in der alle Keime der Liebe unter leiser Umhüllung schlummern, entzündet! Mit welchem Jartsim und dann auch wieder mit wie viel ausgelassener Lustigkeit ist die Geschichte dieses Minnen-schanzes durchgeführt und in ein frohbewegtes allgemeines Masken-spiel hineinverwoben! Misch verpflanzt das Mädchen in dem Pagenkleide aus dem Argendwio des Shakespeareschen Jlyrien nach Thüringen, aus dem Argendwam in die Zeit des dreißig-jährigen Krieges, giebt ihr zum Vater einen deutschen Grafen und statt des poesieberaubten Märchenherzogs einen leeren Fant von schwedischem Offizier zum Freunde. Das Drum und Dran des ippigen Rankenwerks ist sorgsam abgelappt, der Vers zu genauer Wochentaglichkeit entfärbt, das Feuerwerk der Laune ausgelöscht und durch ein paar hölzerne Poffenspöhe ersetzt. In einem Punkte freilich überbietet der sonst so mächtern naturalisierende Verfasser sogar noch Shakespeares Phantasia, ist Thüringen „romantischer" als jenes Fabelland Jlyrien. Baldine nämlich, das sechzehnjährige Töchterchen des Grafen Truchseß, läßt sich durch ihre Jungenhofen nicht nur die Andren, sondern auch — sich selbst. Das erklärt sich in der einfachsten Weise. Der Graf hat, wie er der alten Gutsherrin erzählt — sie ist im übrigen zwar nur die „komische Figur" des Stückes, aber irgendjemandem muß doch zur Aufklärung des Publikums

die Sache vorgetragen werden — mit den Schweden im Kriege läßt Erfahrungen gemacht. Seine Schwester oder Frau, ich weiß nicht mehr, ist durch die Liebe zu einem der fremden Kriegsleute unglücklich geworden. Damit der Tochter ein gleiches Schicksal erpart bleibe, hat er Baldine, die den kleinen Irrtum nicht bemerkt, als Junger Walter aufziehen lassen. Die Zümmung an unsren Glauben ist bei den 16 Jahren Baldinens zweifellos ein bißchen stark, immerhin schließlich hätte man sich damit abgefunden, wenn nur das Lustspiel aus der wunderlichen Annahme irgend etwas psychologisch Feines herausspäme. Aber so viel Kredit Herr Misch von uns verlangt, so wenig weiß er damit anzufangen. Die aller-nächst liegenden, billigen Duzend-Einfälle — damit ist ihm das Thema erschöpft. Man merkt ihm die Verlegenheit an, mit der er in weitem Bogen um alle Scenen, wo mit den konventionellen Komödienmitteln nicht auszukommen gewesen wäre, herum-schleicht. Der kleine Ante Durj, der auf dem Hofe herumläuft, gefällt dem hübschen Schwedenhauptmann, der bei dem Grafen sich mit seiner Truppe einquartiert, und will, von ihm ermuntert, in enthusiastischer Bewunderung seines neuen Freundes als Fahnenjunger mit ins Feld ziehen. Der Herr Papa, der unter diesen verdächtigen Umständen, sollte man meinen, am aufrichtigsten bedacht sein müßte, das Geschlechtsinkognito zu wahren, beschließt geradezu umgekehrt, jetzt das Geheimnis zu offenbaren, worauf im letzten Akt dann die Verlobung der beiden prompt erfolgen kann. Hauptfrage scheint: Wie wird Baldine bei der Enthüllung ihres Vaters sich verhalten, in welchen Lauten wird die aufgeregte Seele stammeln? Die Lösung ist verblüffend einfach: Das Mädchen hat mit dem Alten hinter die Coullisse zu verschwinden! Was dort geschieht, geht keinem weiter etwas an. Als sie wieder erscheint, ist der Sturm, den wir hätten anhören mögen und der uns in der Voraussetzung des Stückes doch eigent-lich versprochen war, schon längst vorüber; zur Entschädigung sieht man den ehemaligen Jungen sich über seine engen Weiberredel ärgern und einige sonstige Motria. Nur das niedliche Spiel des Fräulein Hausner brachte ein wenig Leben in die langgezogenen und pointelosen Scenen der Haupthandlung. So oft der Junger und sein Schwedenfreund von der Bühne verschwanden, hatte das Gutsverwalterpaar, Frau Schramm als böse Sieben und Herr Bollmer als eingeschüchterter, feindschaftlicher Gemahl, auf-zumarschieren. Der arme Teufel wurde, wenn er getrunken hatte — und das war immer der Fall — mit dem Besen bedroht, mußte Erbsen lesen usw., bis er dann, durch einen schwebelischen Soldaten, einen der „gestorbenen" Männer Agathens, unterstützt, im Hause eines kurzen Sieges aufsteht. So plump der Zwischenherg gezmunnert war, gewann Bollmers prächtig-trodener Humor der ärmlichen Figur des unterdrückten Gatten doch eine Reihe höchst dröseliger tragikomischer Nuancen ab. Es wurde auch gelacht und Herr Misch konnte erscheinen. —

## Musik.

Während wir unserm alten Opernhaus die Mängel seiner Gesamtführung vorhalten müssen, gebietet es die Gerechtigkeit, daß wir von Zeit zu Zeit auch der Leistungen gedenken, in denen es thatsächlich sein relativ Bestes bietet, und in denen namentlich sein Reichtum an einzelnen Tüchtigkeiten hervortritt. Es sind dies vor allem die größeren Wagner-Vorstellungen; in ihnen kommen die meistgenannten persönlichen Künstler-schaften von hier zur Geltung. Es ist allerdings ein trauriger Ruhm, daß als das vielleicht beste einer auf Welttruhm abzielenden Bühne eine Annäherung an Bayreuther Muster gerühmt wird — so rühmt man an einem Provinztheater die Ausstattung einer Gesangsposse nach Berliner Muster! Und eine wirkliche Nachbildung vom Bayreuther Vorbild ist ja gar nicht möglich. Dazu fehlt schon die Erhebung aus dem Alltag — wir stürzen mit einem von andern vollen Kopf ins Theater, und die Mitwirkenden schweben noch zwischen Comod und Meyerbeer. Selbst scheinbare Neuzerlegungen hindern die Vollkommenheit. Der vielleicht erste Anspruch an eine Wagner-Darstellung ist die höchste Deutlichkeit der gesungenen Rede; doch die Lautheit des unbedachten Orchesters in den gewöhnlichen Opernhäusern über-tönt den Vortrag des Wortes, und die — Langweile kann nicht aus-bleiben. Allein man ist des 8 R. 50 Pf. Publikums sicher, wenn man die Künstler vorführt, durch die dem Berliner Opernhaus die Ehre erwiesen wird, daß seine Mitglieder in Bayreuth wirken.

Mit diesem Rückhalt gehört die Aufführung des „Ringes der Nibelungen", jener viergliedrigen Tragödie der göttlichen Menschen und menschlichen Götter, des Geldes und der Macht, der Liebesnot und der Erlösung, zu den pändigen Haupttünden des Opernhäuses. Es genügt uns, von Zeit zu Zeit eine Stichprobe zu machen. Vor längerer Zeit wählten wir dazu die „Walküre"; aus der jetzigen Wiederaufführung griffen wir den vorgestern (Sonntag) auf-gelührten „Siegfried" heraus, das musikalisch nicht reichste, an dialogischen Weiten um so reichere Stück. An dieses ewige Jantzen und Verhandeln und Fragen und Schimpfen usw. reichen die darin so berühmten homerischen Helden weitaus nicht heran, reicht vielleicht nur die Polemik heran, die Wagner in seinen Schriften mit der bösen, bösen Welt führt. Es ist oft, als hörte man aus diesem fast ewigen Geschimpf ihn und seine Gegner selber heraus. Dieser Eindruck und alles, was dem „Siegfried" an Oede u. dgl. nachgesagt wird, schwindet in dem Maß, wie die Darstellung jene erwähnte Deutlichkeit und natürlich auch die Größe der Ausgestaltung jeder Einzelheit erreicht. Soweit dies unter den gegebenen Verhältnissen

überhaupt möglich ist, thun unsre Sänger immerhin das Ihrige dazu, keiner so erfolgreich wie Liebana als Mime. In dieser längst berühmten Leistung steckt eine Deutlichkeit der Aussprache, eine Energie der Betonung, ein Aufgebot von Klangfarben im Gesangs Vortrag und ein Ausprägen des Sinnes durch das Spiel des ganzen Körpers, wie dies kaum vorbildlicher gedacht werden kann. Mit Unrecht mag man von Manieriertheit sprechen — schon deswegen nicht, weil diese Figur vom Dichter durchaus auf eine stark stilisierte Charakterisierung angelegt ist (wie mehr oder weniger alle Wagner'schen Partien). Aber auch abgesehen davon, lasse sich jeder Kunstbessere gesagt sein, daß es zur Gefahr einer wirklichen Manieriertheit noch gute Wege hat; heutzutage wird so allgemein gefeiert, vom Klavierpauker bis zum Opernsänger, daß nach der entgegengesetzten Seite lange nicht genug gethan werden kann.

Neben Liebana's Mime hat selbst die berühmte Siegfried-Darstellung von Ernst Kraus einen schweren Stand. Zwar verfügt auch er über eine technisch gute Tonbildung mit einem schön gleichmäßigen Spinnen des Tones, singt nicht undeutlich, accentuirt oft kräftig und spielt den Geist, nicht nur den Buchstaben seiner Rolle. Allein vor allem fehlt seiner Stimme die erst das Ausgestalten des Sinnes vollendete Modulationsfähigkeit; es ist beinahe immer die gleiche Klangfarbe. Nur daß im Piano die Tonqualität nicht recht herankommt, und daß im Forte, in welchem dies allerdings der Fall ist, der Klang in seiner Helligkeit etwas flach und blönd wird. Auf die Dauer ermüdet dies, und im Verlauf des Abends wird die zu helle Vokalbildung anscheinend (wenn nicht vielmehr die Empfindlichkeit des Hörens dafür sich steigert) immer noch heller, allzu sehr a und e.

Deutlich und plastisch formt Nebe, mit einer nicht eben sehr sympathischen Stimme, seinen Alberich. Sympathischer ist die Stimme Bachmanns. Aber sein Wanderer-Wotan geht in der Unzulänglichkeit doch gar weit. Sein Vahbartton ist nur nach oben klangvoll, und diese Partie verlangt mehr Klang in der Tiefe. Da schwindet die Deutlichkeit, da brummen sich die Töne einformig ab, und von der gewaltigen Größe, mit der diese kleinliche, jammervoll wortgroße Gestalt doch im einzelnen ausgestaltet sein will, kommt nichts zu Tage. Ein Wiedermeiergott! Knüpper, einer der wenigen wirklichen Passanten Deutschlands, singt seinen Fasner schlechthin vollkommen.

Fräulein Klein's Brunnhilde ist eine Haupttrübe unsres Repertoires; mit Recht, sofern es sich um das allgemeine Sympathische des Eindrucks handelt. Im Stil entschädigen die groß posierten Hauptlinien einigermaßen für eine Mimik, die im einzelnen noch sprechender sein könnte. Im Gesang sind namentlich die Töne der höheren Mittellage recht hübsch; höher hinauf wird es ein wenig mühsam und schreiend, und in der Tiefe reicht die Qualität nicht aus, sodas Hauptstellen wie das „Göttliche Ruhe rast mir in Bogen“ verblaffen. Frau Herzog als Waldbogel und Hel. Schröter mit ihrem an die tiefen Geigenjäten erinnernden Alt als Erda sind ohne weiteres zu rühmen.

Dem Orchester, seinem Leiter Dr. Müller und einigen gerade im „Siegfried“ concertant hervortretenden Konzertmeistern alle Anerkennung! Die Ausstattung entspricht den 8 M. 50 Pf.; an der Sorgfalt und Eindringlichkeit der scenischen Darstellung fehlt es mannigfach.

Das also sind die vorgenannten Leistungen innerhalb des Opernhauses in diesem Wagnerstud; alles in allem genommen eine brave Arbeit. Und wer Sonntag früh sein Leben aufs Spiel setzt, kann sich einen etwas weniger teuren Platz errausen, falls es ihm nicht mißlingt. Und wenn's ihm mißlingt, und wenn er mystifisch durchgebildet ist, kann er einweisen dabei über der Partitur — wenn er sie zu kaufen vermag — sich die Aufführung so lang vorzaubern, bis endlich jenen Zuständen ein Ende gemacht wird — wenn er nicht darüber schon gestorben ist. —

**Kulturgeschichtliches.**

x. Londoner Straßenreinigung im 18. Jahrhundert. Die öffentliche Keuschheitspflege auf Straßen und Plätzen ist bekanntlich erst seit gar nicht so langer Zeit in ihrer vollen Bedeutung erkannt worden. Wie es im Mittelalter und bis weit in die Neuzeit hinein auf den Straßen deutscher Städte anzusehen pflegte, ist oftmals beschrieben worden. Aber selbst in den Straßen der höchstentwickelten und stärkbevölkerten städtischen Gemeinwesen außerhalb Deutschlands bestanden noch im 18. Jahrhundert Zustände, die heute kaum mehr glaublich erscheinen. London mit den 900 000 Einwohnern, die es gegen 1800 zählte, schon damals die größte Stadt Europas, erfreute sich noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eines Straßenreinigungssystems von denkbar größter Einfachheit. Bei trodener Witterung wurden die Straßen der englischen Metropole überhaupt nicht gesegt, sondern man ließ den Schmutz und Staub sich ruhig anhäufen, bis feuchtes Wetter ihn in wässern Stoff verwandelte. Er blieb dann noch eiliche Tage so tief auf dem Pflaster liegen, daß man den Fahrdamm nur da kreuzen konnte, wo arme Leute, die noch jetzt nicht ausgestorbenen „Streuzugspfer“, ihn mit Besen reinhielten, und ward dann schließlich bei Gelegenheit zusammengekratzt und in offenen Wagen verladen, deren Stößen eine ständige Gefahr für die Kleidungsstücke der Passanten bildeten. Die beste Vorstellung davon, was die Londoner Straßenreinigung damals nicht leistete, gewinnt man aus einem Verbesserungsvorschlag, den der vielseitige Amerikaner Benjamin Franklin 1757 bei einem Aufenthalt in London machte. „Um die Straßen von London und

Bestimmter wirksamer zu reinigen und rein zu halten, wird vorgeschlagen, mit den verschiedenen Wächtern zu vereinbaren, daß sie in trockenen Zeiten den Staub zusammenfegen, zu andren Zeiten den Kot zusammenkratzen lassen in den verschiedenen Straßen und Gassen ihres Kundganges, daß sie zu diesem Zweck mit Besen und andren zweckmäßigen Werkzeugen versehen werden, die bereit stehen, um arme Leute, die sie zu dem Dienste verwenden mögen, damit zu versehen. Die zusammengekratzten Schmutzhaufen sollen nicht liegen bleiben, um durch die Wagenräder und Pferdehufe wieder weitergetragen zu werden, sondern es wird vorgeschlagen, die Straßenreiniger mit Wagen zu versehen, die nicht hoch auf Rädern, sondern niedrig auf Schleißen ruhen, mit Gitterböden, die, mit Stroh bedeckt, den hineingeworfenen Schmutz festhalten und das Wasser davon ablaufen lassen; dadurch wird er viel leichter werden, da Wasser den größten Teil des Gewichtes ausmacht. Diese Wagen müssen in passenden Abständen aufgestellt und der Schmutz in Schubkarren herangebracht werden. Die Wagen verbleiben an ihrer Stelle, bis der Schmutz des Wassers entledigt ist, und werden dann durch Pferde fortgezogen.“ Franklin selbst hat nachher bezweifelt, ob der letzte Teil seines Vorschlags ausführbar sei: mit Rücksicht auf die Enge vieler Londoner Straßen. Im übrigen war er aber mit diesem ersten Plan einer organisierten Straßenreinigung seiner Zeit bei weitem voraus. —

**Humoristisches.**

— Hohes Ziel. „Was möchtest Du am liebsten werden, Fritz?“  
 „Ein Fürst; da kann ich mein ganzes Leben lang mit Soldaten spielen.“ —

— Eine „schöne Geschichte“. Der Lehrer hat den Kleinen der Vorschule eine Geschichte erzählt. Als er sie beendet hat, fragt er: „Nun, kann mir denn von Euch auch einer eine schöne Geschichte erzählen?“ Lautlose Stille. Dann hebt sich schüchtern ein kleiner Jünger empor. „Siehst Du, Karlchen,“ muntert der Lehrer auf, „ich habe mir doch gleich gedacht, daß Du eine schöne Geschichte weißt. Nun, erzähle sie uns mal.“ Der fängt dann auch an, erst stehend, dann lebhafter: „Einmal, da waren wir bei meiner Tante eingeladen, die den großen Garten hat. Zum Mittagessen habe ich ein Glas Wein bekommen und dann kriegten wir eine Menge Schlagahne und Erbseeren. Dann sagte meine Tante zu mir: „Du kannst jetzt im Garten spielen und so viel Obst essen, wie Du magst.“ Da bin ich gleich nach den Stachelbeeren gegangen und habe da am meisten von gegessen. Meine Tante hat auch Birnen, die waren aber noch unreif, ich habe aber doch welche davon gegessen. Die Kirschchen mochte ich nicht gern, die schmeckten ganz sauer. Dann habe ich den ganzen Nachmittag im Garten gespielt, bis ich ganz heiß war. Dann gab mir meine Tante ein großes Glas voll Milch, die war ganz frisch von ihren Kühen gemolten. Und abends, da durfte ich beim Essen ein Glas Bier mittrinken. Sonst kriegt ich nicht Bier. Dann sind wir nach Hause gefahren. Ich saß auf dem Bod und war sehr müde. Dann hat mich meine Mama zu Bett gebracht und als sie mir die Gose auszog, da sagte sie: „das ist aber eine schöne Geschichte!“  
 („Simplicissimus“).

**Notizen.**

— Die Ausfuhr deutscher Bücher nach China ist von 41 000 M. im Jahre 1897 auf 205 000 M. im Jahre 1901 gestiegen. Anfangs 1899 wurde in Shanghai die erste deutsche Buchhandlung Ostasiens eröffnet. —

o. Eine „Gaiße“ in amerikanischen Romanen. Die „The Woolman“ berichtet, ist die „Gaiße“ in der amerikanischen Romanliteratur, die schnell zu Hunderttausend-Auslagen geführt hatte, augenscheinlich vorüber, und die unvermeidliche Reaktion hat eingeseht. Die Buchhändler beklagen sich, daß der Markt mit Romanen überfüllt ist; und sicherlich wird die starke Nachfrage der Verleger nach geschichtlichen Romanen bald ein Ende nehmen. Die veränderte Lage kann der Ueberproduktion oder der Entwicklung des Geschmacks bei den amerikanischen Lesern zugeschrieben werden. —

— Wagners „Siegfried“ erzielte bei der ersten Aufführung in Rom (Constanzi-Theater), am 30. Dezember einen großen Erfolg. —

— Die Ausstellung der Berliner Secession ist bis zum 18. Januar verlängert worden. —

— In der Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ wird am 9. Januar Herr Gold über das Thema „Aus modernen Erziehungsromanen“, am 2. Februar Dr. Pappenheim über „Das Kind als Beobachter“ und am 13. März Rektor G. Schmidt über „Blumenpflege“ sprechen. Eintrittskarten für alle drei Abende kosten 1 M., Einzelkarten 50 Pf. —

— In der „Royal Geographical Society“ zu London stattete Dr. Flett einen Bericht über eine Expedition nach Westindien ab. In St. Vincent, so erklärte der Redner, liege der vulkanische Staub des Soufriere auf der ganzen Insel. Die Dicke der Staubschicht schwante zwischen 5 und 40 Fuß. Selbst einen Monat nach dem Ausbruch sei die Asche noch sehr heiß gewesen. Als die ausgetrockneten Flußbette infolge von Regengüssen sich mit Wasser füllten, veranlaßte diese Hitze der Asche das Aufsteigen von Dampfäusen von 2000 Fuß Höhe. Diese Dampfäulen habe man irrthümlich für eine neue Eruption gehalten. —